

Tilman Bünz

Wer das

Weite sucht

btb

Skandinavien für Fortgeschrittene





Aus Freude am Lesen

Tilmann Bünz hat sich einen ganzen langen Sommer auf die Reise gemacht zu den Menschen am Rande der Welt. Wer vier Monate Zeit hat, kann sich den Luxus der allmählichen Annäherung leisten, statt alles zu überfliegen. Keine Askese, keine Strapazen auf dem Inlandseis, kein Überlebenstraining in der Tundra. Der Autor hängt am Norden, aber auch am guten Essen, und schläft im Zweifel lieber in der Kajüte als im Zelt. Die Reise beginnt mit der ersten Wollgrasblüte in Grönland Anfang Juni. Es folgen eine Wanderung zum ältesten Wald der Welt auf Spitzbergen und ein Tagestrip (fast bis) zum Nordpol. Weiter geht es nach Norwegen, entlang der Küste mit dem legendären Postboot und zurück durch den Altweibersommer in Lappland. Die Reise endet nicht überraschend – vor der eigenen Haustür im Stockholmer Schärengarten, wo sich Eisberge zu Weinbergen gewandelt haben.

TILMANN BÜNZ berichtete für die ARD fünf Jahre lang aus Skandinavien und dem Baltikum. Bünz ist Hamburger, geboren 1957, und träumte schon als Junge davon, einmal nach Schweden zu ziehen. Ein langer Weg mit vielen Stationen: Deutsche Journalistenschule in München, Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Amsterdam, Evangelische Akademie Tutzing, Redakteur bei »Tagesschau« und »Tagesthemen«, Auslandseinsätze in Tokio, Washington, Bangkok, London und immer wieder Stockholm. Tilmann Bünz ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Hamburg und Spillersboda.

TILMANN BÜNZ BEI BTB

Wer die Kälte liebt. Skandinavien für Anfänger (73635)

Tilmann Bünz

Wer das Weite sucht

Skandinavien für Fortgeschrittene

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe Januar 2012,

Copyright © 2012 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © plainpicture/Naturbild

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74359-9

www.btb-verlag.de

Für Hugo Bünz

* 17.11.1882

† 5.5.1952

- 11 **Vorwort**
- 17 **Erstes Kapitel: Gärten in Grönland**
Erklärt, warum Grönländer nach neuen Namen für Bienen und Brokkoli suchen und warum sie Wespen nicht vermissen.
Warum Grönland nur vier Ampeln hat.
Weshalb die Zeit der Naturvölker leider vorbei ist.
Und warum das Wort Hundeleben hier wieder seine ursprüngliche Bedeutung bekommt.
- 77 **Zweites Kapitel: Wandern auf Spitzbergen**
In dem erzählt wird, wie die Korallen in die Arktis kamen.
Was der Fußabdruck eines Pantodonten in der Kohlenzeche 7 zu suchen hat.
Warum man beim Camping besser außerhalb des Zeltes kocht.
Was die Expedition mit Hugo Bünz vor 100 Jahren hierhertrieb und weshalb die Nachfolgeexpedition das Kaiserreich blamierte.
Was heutzutage ein Captain's Dinner ist.

Und wie man lernt, am Eisbären vorbeizuschießen und sich vor Möwen zu ducken.

115 **Drittes Kapitel: Tagestrip zum Nordpol**

In dem ein Trecker vom Himmel fällt.

Die Kleinen den größten Teil vom Kuchen bekommen.

Ein Tourist fast am Pol versinkt und der Autor kalte

Füße bekommt.

129 **Viertes Kapitel: Norwegen – Wo die Berge ins Meer fallen**

Handelt von den Untiefen der norwegischen Seele.

Von Norwegens vergeblichem Versuch, sich von seiner schlechtesten Seite zu zeigen.

Und von einer Fußreise durch das Dovretal nach Nidaros.

Erklärt, warum Luther das Pilgern hasste und es in Norwegen lange unter Todesstrafe stand.

Fragt, wo genau den Norwegern die Mitte abhanden gekommen ist.

Folgt dem schönsten Fjord der Welt und trudelt uns auf einem Postboot Richtung russische Grenze.

191 **Fünftes Kapitel: Lappland – Von Nervensägen und Machos im Goldrausch**

Berichtet vom Kampf eines Hirten gegen den Waldriesen, ein modernes Märchen, das den großen Vorzug hat, dass es wahr ist und in dessen Verlauf klar wird, warum Urwälder wichtiger sind als Klopapier.

Preist die friedensstiftende Wirkung der finnischen Sauna und erzählt, warum Finnen Kurse in Smalltalk nehmen.

Widmet sich dem inneren Zusammenhang von Gold,

Gier und Gift und der Langmut der echten Abenteurer.

- 225 **Sechstes Kapitel: Lappland zu Fuß**
In dem berichtet wird, warum die Samen im Sommer in die Berge müssen wie die Vögel im Winter nach Süden. In dem wir lernen, weshalb Mücken einen Sinn haben und wie Rentiere bei gutem Zureden kleine Lasten tragen können.
In dem sich zwei alte Herren ins Gebirge aufmachen, die einst deutschen Flüchtlingen über die Grenze halfen. Wo wir lernen, dass Birkenrinde immer brennt, auch wenn sie nass ist.
- 257 **Siebtes Kapitel: Hotel am Ende der Welt**
Handelt vom Bauen mit Eiswürfeln.
Singt ein Loblied auf die Vergänglichkeit.
Und endet mit einem gemütlichen Nachtlager auf Rentierfell bei elf Grad minus.
- 271 **Achtes Kapitel: Schweden – Weinberge und Eisberge**
Liefert den endgültigen Beweis, dass Schweden zur Besiedlung taugt.
Erzählt, wie wir den nördlichsten Weinberg Europas am Fuße einer Felsklippe inmitten der Schären finden.
Und nimmt uns mit auf einen Ausflug in die letzte Eiszeit.
- 283 **Anhang**
Dank
und Literatur zum Weiterlesen

Der Norden ist nicht zur Besiedlung vorgesehen, sagten die Römer, weil dort kein Wein wächst. Das ändert sich gerade.

In Grönlands Süden kann man jetzt im Sommer baden. Wenn man genügend Tran im Blut hat – und den passenden Anzug aus Neopren.

Es gehört zur Komplexität des Klimawandels, dass sich nicht alle als Verlierer fühlen.

Zu den Gewinnern des Klimawandels zählen schwedische Weinbauern. Das ist kein Witz.

Den ersten schwedischen Weinberg habe ich im Herbst 1999 erstiegen. Es war ein kurzer Spaziergang. An den abfallenden Hängen des Vättern bei Gränna wuchsen die Reben in Dreierreihen, windgeschützt in Südostlage. Der Weinberg von Jonas Andersson war sehr übersichtlich und weitgehend leergeplündert.

Beim Ortstermin mit der Presse kniete der Fotograf der Lokalzeitung vor einem Rebstock. Das Objektiv war dreimal so groß wie die Handvoll Weintrauben, die daran wuchsen, und dennoch zog der Gutsbesitzer in Schafstiefeln und Wachsjacke eine stolze Bilanz. Zwar nahmen die Raben ein Drittel der Ernte, ein weiteres Drittel hatten seine Kinder verputzt. Doch trotzdem war es für ihn der Mühe wert gewesen.

Unverdrossen stiefelte der Weinbauer mit einem voluminö-

sen Bestimmungsbuch unterm Arm durch die Reihen seiner Reben, ließ sich neue Worte wie Pinot und Chardonnay auf der Zunge zergehen und zog sich am Ende zwei Dutzend Flaschen für den Hausgebrauch.

Heute gibt es im südlichen Schweden etwa vierzig Weinberge. Die Plantagen tausend Kilometer unterm Polarkreis gedeihen. Sie profitieren vom Nullsummenspiel der Natur. Wo es im Winter früher dunkel wird, sind die Tage im Sommer umso länger. Nur am Äquator sind die Tage und Nächte immer gleich lang.

Dies ist ein Buch über den nordischen Sommer und seine Reize. Kein Buch über die Kälte, sondern über Licht und Weite und endlose Tage.

Wo sonst in Europa gibt es freie Wildnis, aktive Vulkane, Gletscher, Rentiere in Freiheit und Wale vor der Küste? Wo sonst stellen die Tiere fast überall die Mehrheit: die Eisbären in Spitzbergen, die Schlittenhunde in Grönland, die Rentiere in Lappland – von den Mücken ganz zu schweigen.

Wo sonst käme jemand auf den surrealen Einfall, ein Mückenmuseum mit Eintritt zu betreiben. Die schwedische Inlandsbahn hält kurz vor Gällivare auf freier Strecke, vor einer Hütte mit einer gigantischen Mücke als Emblem und einer Tür, durch die einzutreten man gebeten wird. Auf der anderen Seite ist nur Landschaft. (Seit kurzem ist die Freiluftausstellung leider geschlossen, weil sich zu wenig Mücken blicken ließen. Erwünschtes Minimum seien 100 000 Mücken pro Kubikmeter, meldete die schwedische Nachrichtenagentur TT.)

Dieses Buch trägt den Untertitel »Skandinavien für Fortgeschrittene«. Es braucht eine Weile, die Welt des Nordens ganz zu entdecken.

Meine erste Begegnung mit Skandinavien in seiner mildesten Form liegt ein halbes Jahrhundert zurück. Im Alter von elf Monaten reiste ich zum ersten Mal nach Dänemark, hinten im Volkswagen Käfer meiner Eltern, verstaut in der Ablagekuhle.

Die Rapsfelder und das blaue Meer rund um Fünen waren lange meine Welt, die krabbelnden Krebse neben dem Badesteg lehrten mich, die Augen beim Tauchen auch im Salzwasser offen zu halten, mein großer Bruder versorgte die Familie mit frischen Schollen von der Langleine, die nächste Eisbude war vier Kilometer den Strand entlang in Lundeborg – ohne eine gewisse Wanderfreude gab es kein Sahneeis.

Der Bauer von Stokkebæk ließ die misstrauisch beäugte deutsche Familie für hundert Kronen auf seine halbvollen Erdbeerbelder und später im Juli dann auch an die Himbeersträucher. Der Zweite Weltkrieg und die deutsche Besetzung lagen erst fünfzehn Jahre zurück, und die Erinnerung an Demütigung und Kollaboration schmerzte.

Pfifferlinge fanden wir im Wald rund um Schloss Egeskov, und von unserer Mutter Lisi lernten wir unbeteiligt zu gucken, wenn wir eine ganz besonders pilzreiche Stelle gefunden hatten und andere Menschen in der Nähe waren.

Schon als Junge träumte ich davon, eines Tages in den Norden zu gehen und in Schweden zu leben. Als Sechzehnjähriger trampelte ich dann bis hoch zum Polarkreis, nach Umeå, und nach dem Abitur fuhr ich mit der Vespa nach Norwegen.

Doch so weit ich auch fuhr: Es war immer noch Süden.

Erst als ich mir eine Karte vom Nordpol kaufte, verstand ich, dass man die Welt auch ganz anders sehen kann, von oben.

Es sollte lange dauern, bis ich den Unterschied zwischen Nordkap und Nordpol sicher beherrschte und wusste, wo die Bäreninsel liegt.

Es machte mich stutzig, wenn die altgedienten Skandinavien-Korrespondenten wie Jörgen Detlefsen (ARD), Thomas Borchert (dpa), Hannes Gamillscheg (FR) und Helmut Steuer (Handelsblatt) leuchtende Augen bekamen, wenn das Thema auf Island kam. Als gäbe es nichts Schöneres, als mit dem Allrad durch das Landesinnere Islands zu reisen, eine Gegend, zu der mir spontan der Roman »Die Erde ist unbewohnbar wie der Mond« einfällt. Dort übten die US-Astronauten die erste Mondlandung, so unwirtlich ist es.

Im Internet gibt es übrigens eine riesige weltweite Gemeinde, die der NASA zutiefst misstraut und die Mondlandung der Apollo als amerikanische Propaganda abtut. Was sie besonders skeptisch stimmt, ist die wehende amerikanische Flagge auf dem Mond. Die Zweifler sagen mit einigem Recht, dass auf dem Mond kein Wind wehe.

Gut möglich, dass die US-Astronauten tatsächlich auf dem Mond waren, einige Bilder aber auf Island vorproduziert wurden. Denn die Originalaufnahmen, das musste die NASA zugeben, sind verschollen.

So hätte die NASA wenigsten Island ein Denkmal gesetzt.

Irgendwann hat es mich dann gepackt: Wenn man bei zwei Grad plus im Hochsommer mit einem störrischen Rentier am Zügel durch eine gottverlassene Ecke von Lappland wandert, kommt man zu den ewigen Fragen wie etwa: »Haben Mücken einen Sinn?« oder auch: »Muss man am Nordpol gewesen sein, um mitreden zu können?«.

Wandergeschichten fremder Leute sind an sich natürlich zum Gähnen.

»... dann brachen wir früh auf, und die Blasen drückten, und der Rucksack war schwer.«

Aber was ist, wenn die Route durch grönländische Gärten

und schwedische Weinberge führt, Orte, die noch zu entdecken sind, am besten zu Fuß?

Wandern ist die beste Art der Fortbewegung, nicht nur, weil es auf Grönland und Spitzbergen nicht einmal hundert Kilometer an ausgebauten Straßen gibt. Wandern ist ein Korrektiv, weil alles andere so überschnell geworden ist. Die Entfernungen sind geschrumpft, selbst zum Nordpol kann man an einem Tag hin- und zurückfliegen. Entsprechend sind dann auch die Eindrücke.

»Vergessen wir nicht, dass eine Luftlinie eben nur eine Linie ist und kein Weg, und dass wir physiognomisch gesehen Fußgänger und Läufer geblieben sind«, schrieb einst Christoph Ransmayr in »Die Schrecken des Eises und der Finsternis«.

Man muss solche Ausflüge an den Rand der bewohnten Welt nicht mögen. Der Sommer in Europas Norden gilt als kalt, verregnet und voller Mücken, das Bier als schal und teuer und die Wurst als ungenießbar.

Tatsächlich ist der Sommer kalt, verregnet, und an Mücken herrscht auch kein Mangel.

Aber Sie werden – wie ich – immer wieder zurückkehren wollen, wenn Sie jemals eine einzige polare Erdbeere gegessen haben, die ein paar Wochen Licht rund um die Uhr ausgesetzt war. Hier wächst nur wenig, aber das Wenige hat viel Platz.

Sie werden die Ureinwohner des Nordens lieb gewinnen und ihre Gabe, sich die karge Heimat so lange schön zu gucken, bis auch die Gäste daran glauben. In ihren Liedern sind die baumlosen Berge auf einmal »goldene Kuppen«, und die grauen Gewässer werden zu »silbernen Seen«.

Die Samen kennen sich auch in unserer Welt mittlerweile gut aus und können nicht verstehen, weshalb wir selbst auf

abwärtsfahrenden Rolltreppen noch in den Laufschrift verfallen.

Sie werden zurückkommen voll Respekt vor den Menschen, die oberhalb des Polarkreises an den Gestaden des Eismeers ausharren, obwohl sie in Zeiten der Globalisierung auch wegziehen könnten. Die Menschen dort hüten etwas, was noch kostbarer ist als Öl, Gas und Gold: Sie hüten die letzten Urwälder, Wale in Freiheit, Weite und Einsamkeit – all das, was sich in der »Wartehalle Mitteleuropa«, wie Sigrid Damm einmal sagte, nicht finden lässt.

Für das Wetter gibt es auf dieser Route keine Garantie. Billig sind solche Reisen auch nicht. Am Ende landen Sie möglicherweise auch in Island, der regenreichen Insel mitten im Nordatlantik, die sich nach ihrer Staatspleite mühsam wieder aufrappelt, und kaufen voll Stolz ein T-Shirt, auf dem es heißt: »Iceland. Good weather and cheap beer – what more could you want?«

Galgenhumor ist ansteckend.

Erstes Kapitel

Gärten in Grönland

*Erklärt, warum Grönländer nach neuen Namen für Bienen
und Brokkoli suchen und warum sie Wespen nicht vermissen.*

Warum Grönland nur vier Ampeln hat.

*Weshalb die Zeit der Naturvölker leider vorbei ist.
Und warum das Wort Hundeleben hier wieder seine
ursprüngliche Bedeutung bekommt.*

Es ist wie auf einem Frühflug der Lufthansa, lauter Männer, und alle schweigen. Die Stewardess mit ihrem blauen Käppi und dem gelben Tuch wirkt inmitten all der Herren im dunklen Goretex wie ein bunter Vogel.

Sie hat alle Aufmerksamkeit, und wer sie besonders nett bittet, bekommt Kaffee und Wasser nachgeschenkt. Ich gehe leer aus und tröste mich mit dem Blick aus dem Fenster.

Unter uns der offene Nordatlantik. Gegenwind mit sieben Windstärken, Schaumkronen auf den Wellen. Die Propellermaschine gewinnt rasch an Höhe, oben wird es ruhiger.

Isländer mögen so ein Wetter. Aus der Bordzeitung lächelt mir ein junges Mädchen entgegen, im Hintergrund ein schöner Fjord vor einem schneebedeckten Berg.

»Das ist Djúpavik: Das Wasser hat fünf Grad. An guten Tagen.«

Auf einer Landzunge westlich von Reykjavík liegt verborgen unter der Wolkendecke der Krater des erloschenen Vulkans Snæfel, der schon Jules Verne zum Einstieg ins Innere der Erde inspirierte.

Der Snæfel schweigt seit langem, dafür sind andere Vulkane wie der Hekla alle zehn Jahre fällig, hier, wo sich die Kontinente treffen, wo Amerika und Europa zusammenstoßen. Island ist geologisch gesehen noch ein Provisorium, eine junge Insel in der Pubertät, die ständig ihre Form verändert. Ist es da ein Wunder, dass jeder zweite Isländer an Elfen glaubt?

Letzte Nacht im kleinen hölzernen Gasthaus aus dem Jahr 1912 direkt neben dem isländischen Parlament roch die Dusche gerade so leicht nach Schwefel, dass mir eher Hekla und der Teufel in den Sinn kamen als faule Eier. Mit eingeseiften Haaren ist es ein Trost zu wissen, dass man in Island nie Angst haben muss, plötzlich unter einer kalten Dusche zu stehen. Wenn die Insel aus Feuer und Eis etwas im Überfluss hat, dann sind es heiße Quellen. Hier fließt sogar Wasser aus dem Heizungssystem der Hauptstadt in eine nahegelegene Bucht – und erwärmt dort ein offenes Meeresschwimmbecken.

Grönland hat andere Schätze

Nach einer knappen Flugstunde über das offene Meer haben wir schließlich wieder festes Land unter uns, allerdings keines, das zur Landung einlädt, sondern Grönlands dicken Eispanzer: mal eine geschlossene Fläche, mal ein Gebirge von Zacken.

Es sollte bis in die Neuzeit dauern, bis der erste Mensch den Eispanzer von Ost nach West bezwang, mit Skiern an den Füßen und mit Schlitten im Schlepptau. Fridtjof Nansen, norwegischer Polarforscher und Volksheld, und seine einheimischen Gefährten brauchten 1888 sechs Wochen für die mühsame Strecke auf dem Eisschild.

Island und Grönland haben eines gemeinsam: Beide waren Kolonien Dänemarks. Island ist seit 1945 unabhängig, Grönland ist auf dem Weg dahin, lebt aber noch vom jährlichen Scheck aus Kopenhagen, der einen wesentlichen Teil

des Staatshaushalts deckt. Seit 2009 bestimmen die Dänen nur noch über die Verteidigungs- und die Außenpolitik. Die Grönländer können jederzeit gehen, so ist letzte Abmachung – aber ohne Geld.

Dass so viele Abenteurer mit Aktentaschen in der Maschine sitzen, ist noch ein ungewohntes Bild.

Der neue Goldrausch begann vor ein paar Jahren parallel zum Klimawandel. Anfang Juni ist der Beginn des arktischen Sommers und eine gute Zeit, um Grönland anzubohren. Der Eispanzer hat sich dann so weit zurückgezogen, dass an 120 Stellen im ganzen Land nach Mineralien und seltenen Erden gesucht wird. Dazu braucht man Ingenieure, Geologen, Baggerfahrer und Piloten – die Vorboten der Großindustrie, die hier nach Gold, Zinn und Öl bohren und Aluminium schmelzen wollen.

Deshalb sind die Zimmer im Hotel an der Hauptstraße von Nuuk ausgebucht, bis auf ein winziges Kämmerchen ohne Ausblick.

Das Taxi zeigt Spuren eines Diebstahls, offenbar hat jemand versucht, die Tankklappe herauszuhebeln, um sich unerlaubt zu bedienen.

Es regnet bei zwei Grad, es ist Anfang Juni, und mit mir reisen allerlei düstere Gedanken. Was nützt es mir, dass es den ganzen Tag hell ist, wenn es ununterbrochen nieselt? Wo sind die starken Farben der Arktis in all diesem Grau?

Zu allem Überfluss platzt mein erster Termin. In einem Vorort von Nuuk wollte ich mir einen neu angelegten Garten anschauen.

»Die Blumen blühen noch nicht«, heißt es lapidar in der Textmitteilung, die während der Landung auf meinem Handy eingegangen ist. Ich kann es ihnen nicht verdenken.

Wenn ich nicht wüsste, wie schön Grönland ist, würde ich mich jetzt unwohl fühlen.

Platte am Polarkreis

Nuuk ist keine Perle der Arktis. Nuuk ist vor allem eine Funktion: als Sitz der Regierung, des Parlaments und der Universität, als Hauptstadt von 60 000 Grönländern. Ausländische Delegationen werden lieber gleich nach Ilulissat an den Eisfjord geleitet, zwei Tagesreisen nördlich mit dem Schiff, wo male- risch die Eisberge vorbeitreiben.

Nuuk wurde Hauptstadt, weil die Dänen 1721 einen Missionar namens Hans Egede herschickten auf der Suche nach den Nachkommen der Wikinger – und er zufällig in dieser Bucht an Land ging.

»Es ist keine gute Bucht«, hat mir mal eine Grönländerin erklärt. »Viel zu dicht am Meer und seinen Stürmen.«

Der Missionar wurde von den Inuit nicht mit Halleluja empfangen. In ihrer Sprache gab es kein Wort für Mann und Frau und auch nicht für Hölle; wohl aber für männlich und weiblich. Gott etwa war weiblich. Aber im Gefolge des Missionars kamen ein bisschen Wohlstand, Feuerwaffen, Zucker und Aquavit. Also wurden die Inuit Christen, und wenn sie das Christkind in ihren Kirchen verehren, dann sieht Jesus wie ein Inuit aus.

Nach Nuuk kommt man, weil man muss. Oder weil es die Regierung so wollte. Nuuk ist eine Art »Neue Heimat«, eine künstliche Stadt.

Lange Zeit hielt Dänemark Grönland wie ein einziges großes Reservat. Dahinter steckte ökonomisches Kalkül, denn so konnte die Kolonialmacht allein den Handel mit Grönlands Naturschätzen diktieren. Dahinter mag man aber vielleicht auch Fürsorge vermuten: Die Eskimos, wie man sie damals nannte, sollten ihr Leben als eine Art »edle Wilde« leben dürfen und vom Prozess der Zivilisation verschont bleiben.

Zwischen 1950 und 1960 änderte Dänemark diese Politik radikal. Zehntausend Menschen zogen aus den kleinen Siedlungen in die große leistungsfähige Stadt.

Nuuk ist ein Anschauungsbeispiel für forcierte Modernisierung, Kolonialgeschichte und schlechtes Gewissen. Denn eine Zentralheizung ist nicht alles; Menschen brauchen auch eine Aufgabe.

Bei Kolonialzeit denkt man gern an alte schöne Holzhäuser. Ein Dutzend davon stehen am Hafen, dort wo früher das Machtzentrum war, die Königlich Grönländische Handelsgesellschaft, die Perlen und Schnaps gegen Tran, Felle und Zink tauschte.

Aber Grönland war auch noch Kolonie, als die anderen Länder längst unabhängig waren. Die Siedlungen der Jahre zwischen 1950 und 1980 erinnern an die Plattenbauten aus den Zeiten des real existierenden Sozialismus, wie man sie auch heute noch in Moskau, Bukarest und Havanna sieht. Hans Magnus Enzensberger hat über die Behausungen mit den tropfenden Wasserhähnen und kaputten Liften einmal gesagt, sie stünden für den höchsten Grad der Unterentwicklung.

Es galt, möglichst schnell, möglichst billig möglichst viele Menschen unterbringen.

Die dann kamen, waren an ein anderes Leben gewöhnt, mit mehr Außenluft, weniger Nähe zum Nachbarn, ein Leben für die Jagd.

Mein erster Spaziergang in Nuuk führt zu diesen heruntergekommenen Häusern, die so gesichtslos sind, dass sie zur groben Orientierung ihrer Bewohner durchnummeriert wurden von eins bis zehn.

Jeder dieser Blöcke ist eine halbe Meile lang, nein ich übertreibe, nur ein paar hundert Meter, und wie immer ist die Draufsicht sicherlich ganz anders als die Perspektive der Menschen, die dort möglicherweise gerne leben.

Ich gehe etwas betreten an den Balkonen vorbei, auf denen Wäsche zum Trocknen hängt, und weiche dabei den Pfützen auf dem Vorplatz aus.

Es sind diese Blocks, die Peter Høeg meint, wenn er in seinem Buch »Fräulein Smillas Gespür für Schnee« schreibt: »Grönland hat eine Kriminalitätsstatistik wie im Krieg.«

Die Blöcke sind so langgestreckt, dass sie von einer Querstraße bis zur anderen reichen, in allen Stadien des Verfalls. Beton blättert nicht, verfault nicht, er zerfällt langsam. Mir kommt aus meiner Schulzeit der alte Werbespruch mit Blumenkübeln aus Sichtbeton in den Sinn, bei dem wir nie wussten, ob er ernst gemeint war oder besonders ironisch: »Beton – es kommt darauf an, was man daraus macht.«

Doch wer weiß. Gut möglich, dass man sich an diese Bauten gewöhnen kann. Vielleicht geht der Blick der Bewohner eher auf die Passanten, auf bekannte Gesichter, als auf die Fassaden. Sonst bleibt natürlich auch noch der Blick nach oben.

Dem Himmel nämlich, dem nordischen weiten Himmel, kann auch die kälteste Architektur nichts anhaben.

Grönland ist schnell gewachsen. Bis 1950 war Grönland eine geschlossene Gesellschaft, fast ein Reservat, die Dänen regelten den Zutritt. Nur wenige Besucher kamen hierher.

Es sollte möglichst wenig Veränderung geben, aber um die

Einheimischen besser auseinanderhalten zu können, vergab die Kirche Nachnamen; wie es scheint immer dieselben.

Der Grabstein vor dem Laden an der Hauptstraße verrät gewisse Vorlieben. Er steht vor einer Werkstatt, die auch Betonfundamente und Granitsockel liefert. Der Stein trägt die sechs gebräuchlichsten Namen, man kann zwischen verschiedenen Schrifttypen wählen. Demnach heißt der gewöhnliche Grönländer mit Nachnamen Hansen, Sörensen, Poulsen, Larsen, Nielsen oder Svendsen. Es gibt also keine langen Lieferzeiten: Die meisten können ihren Grabstein gleich mitnehmen.

Ein paar typische Namen fehlen jedoch auf dieser Liste: Es existieren Siedlungen wie Qaanaaq im äußersten Nordwesten, wo jeder zweite Einwohner Petersen heißt.

Auch deutsche Namen sind geläufig: Die Herrnhuter Brüder verteilten Namen wie Fleischer, Rossbach oder Kleist.

Gegenüber auf einer Anhöhe liegt eine weiße Kirche, benannt nach dem bereits erwähnten »Grönlandapostel« Hans Egede. Das Kirchenschiff mit den hellblauen Bänken und den weißen Kerzen ist geöffnet, es ist still und warm, der Organist übt für den nächsten Sonntag. Das Kirchenschiff steht quer zum Fjord, und alle haben Blick aufs Meer.

Das Gesangsbuch ist wie alles im Land komplett zweisprachig geschrieben, in Inuktitut und Dänisch. Mir fällt die erste Lesefibel aus der Mitte des letzten Jahrhunderts ein. Sie zeigt zwei Inuit im Kindesalter, die die Arbeit ruhen lassen und ihre Köpfe über ein Buch beugen. Der Titel war kurz und unmissverständlich in lateinischer Schrift: ABD.

Für das »C« gab es in der grönländischen Sprache keinen Bedarf. Doch heute finden immer mehr Fremdworte Eingang in die Sprache, nicht zuletzt solche wie »Computer«, also gibt es jetzt auch ein C in der Landessprache.

Die Historiker des dänischen Außenministeriums räumen mittlerweile freimütig ein, dass die Haltung gegenüber den Ureinwohnern des Landes reinster Paternalismus war. Das fing mit dem Namen an: Damals nannte man die Einheimischen »Eskimos«. Eskimo, so hieß es lange Zeit, bedeute Rohfleischesser, und die Bezeichnung rühre von der Sitte der Einheimischen her, kleine Stückchen Walhaut, das sogenannte »Mattak«, direkt nach dem Fang zu verspeisen.

Die Ureinwohner Grönlands nennen sich lieber Inuit, was in schöner Eindeutigkeit schlicht »Mensch« bedeutet.

Die Kolonialmacht Dänemark traute den Inuit keine Verwaltung und keine Verantwortung zu. Ein zeitgenössisches Bild lässt daran keinen Zweifel. Es zeigt den Sozialdemokraten Thorvald Stauning, von 1929 bis 1942 dänischer Ministerpräsident, als Vater aller Dänen und aller Völker in den Kolonien.

Island hat es auf diesem Bild noch vergleichsweise gut getroffen, die Kolonie wird durch einen Fischer dargestellt, ebenso wie die Nachbarn auf den Färöern.

Grönland dagegen ist ein kleines Kind mit Fellstiefeln, den Kamiks, und Strickjacke, das sich schutzsuchend zwischen Staunings Knie lehnt.

Der Landesvater von einst ist inzwischen Geschichte; niemand würde heute noch solch ein Bild in Auftrag geben. Wenn man nach Spuren des alten Sozialdemokraten sucht, muss man sich die Bergstiefel anziehen. Im Osten des Landes wurde eine Bergspitze nach ihm benannt.

Aber solche Bilder tun eben auch weh.

»In Kopenhagen saß das Grönland-Ministerium, voll von Leuten, die selbst nie in Grönland gewesen waren, und hat bestimmt, wie wir leben sollen«, schimpft Aleqa Hammond.

Jeder in Grönland kennt Aleqa, übersetzt heißt ihr Name

»große Schwester«, und weil das so ist, muss man ein bisschen kämpfen, um in ihrem Terminkalender einen Platz zu finden. Aleqa ist eine stattliche Frau von gut vierzig Jahren, mit dunklen Haaren, die sie zu einem Zopf gebunden hat, und sie steckt in einem Kostüm aus grauem Flanell.

Von ihr stammt der Satz: »Wir sehen nicht wie Europäer aus, wir denken nicht wie sie, und wir wollen auch keine sein.«

Aber sie ist keine sture Nationalistin: Sie nimmt, so sagt sie, gerne das Beste aus beiden Welten.

Das merkt man schon, wenn man sich auf dem Besucher-sofa niederlässt, eines jener legendären dänischen Entwürfe aus Holz und schwarzem Leder, die nicht nur elegant sind, sondern in denen man auch stundenlang bequem sitzen kann.

Der Raum im Erdgeschoss des Regierungsgebäudes ist funktional – und für eine ehemalige Außenministerin eher bescheiden. Grönland ist noch zu klein für große Prachtentfaltung.

Aleqa Hammond und ich sind alte Bekannte: Vor sechs Jahren haben wir uns in ihrem Garten getroffen, einem der ersten in Grönland, inmitten von Eisbergsalat und Kartoffeln. Aleqa ist eine Pionierin. Für sie bedeuten Gurken und Brokkoli aus eigener Produktion auch ein Stück Unabhängigkeit.

An der Wand in ihrem Büro hängt ein Gruppenbild: Inuit in traditioneller Kleidung mit Kamiks und Wollpullis, Aleqa im Kreis von Freunden, aber kein dänischer Ministerpräsident hält seine Hände schützend über sie.

»Meine Mutter hat es nicht einmal gewagt, mit einem Dänen einen Streit anzufangen«. Aleqa lehnt sich auf dem Bürostuhl zurück und lacht. »Ich streite auch mit dem Premier in Kopenhagen, wenn es sein muss.«

Aleqa Hammond ist eine Einheimische, der man sofort vertraut, auch ohne die Dänen klarzukommen.

Ihre Geschichte klingt wie ein kleines Märchen, denn sie ist kein Mitglied der überschaubaren einheimischen Elite, sondern eine aus den Siedlungen an der Küste.

Aleqa stammt aus einer Familie von traditionellen Jägern in Uummannaq in Nordgrönland. Als sie acht Jahre alt war, starb ihr Vater bei einem Jagdunfall. Ihre Mutter musste drei Kinder allein aufziehen.

Aleqa, die große Schwester, schaffte es als Erste ihrer Familie aufs Gymnasium, dann studierte sie Englisch in Kanada. Nach Grönland zurückgekehrt, wartete eine neue Reifeprüfung auf sie.

»Ich zog fünf Wochen mit den Fängern von Qaanaaq auf dem Hundeschlitten übers Eis, fünf Wochen ohne Dusche und ohne festes Haus. Wir haben Eisbären und Narwale gejagt. Auf dieser Reise bin ich eine richtige Inuit geworden.«

Mit sechsunddreißig Jahren ließ sie sich fürs Parlament aufstellen, bekam die zweithöchste Stimmenzahl aller Kandidaten und wurde als erste Frau des Landes Ministerin für Familie und Justiz, später Außenministerin.

Aleqa hat Staatschefs aus aller Welt empfangen, als sich alle Welt plötzlich für die Polargebiete interessierte. Sie schmunzelt bei dem Gedanken daran, dass selbst Indien beobachtenden Status im Arktischen Rat haben will.

Nach den Wahlen ging Aleqa in die Opposition und leitet als erste Frau die wichtigste Oppositionspartei, die Siumit-Partei. Als Quotenfrau würde man die Rolle der quirligen, humorvollen und überaus energischen Inuit missverstehen.

Sie selbst sieht sich auch nicht so.

»Wir haben viele Frauen, starke Frauen, auch im Parlament. Es ist an der Zeit, mal was für die Jungs zu tun«, sagt sie. Die jungen Frauen kämen in der Moderne gut zurecht. Es seien die Männer, die in der Falle steckten. Die Mädchen stellten